

HERDER KORRESPONDENZ

Heft 7 · 43. Jahrgang · Juli 1989

Die Grenze geht nicht so sehr zwischen Atheisten und Christen als zwischen denen, die nach sich selbst, und denen, die nach dem Mitmenschen und nach dem Morgen fragen.

Hanna-Renate Laurien

Neue Gehässigkeit?

Wenn der Anschein nicht trügt, trifft die Kirche gegenwärtig hierzulande auf eine Stimmung, die wenigstens z. T. als durchaus gereizt, polemisch, zuweilen gehässig bezeichnet werden kann. Auch wenn demoskopische Untersuchungen allenthalben den ausdrücklichen Atheismus als „quantité négligeable“ ausweisen, hat gerade die katholische Kirche – von einer größeren Öffentlichkeit immer mal wieder aus bestimmten Anlässen und somit in Schüben registriert – mit allerlei Aversionen, Vorbehalten z. T. extrem kirchenkritischer Natur zu tun, über die trotz der ansonsten äußerlich-institutionell gesicherten Existenz der Kirche und ihrer weiterhin fraglosen Akzeptanz im politisch-gesellschaftlichen Alltag nicht einfach hinweggesehen werden kann.

Kirche und Christentum wird ihr Sündenregister vorgehalten

Was sagt es etwa über die Beziehung breiterer Bevölkerungskreise zu Kirche und Christentum aus, wenn auf einer Sachbuch-Bestsellerliste der Themenbereich Kirche und Christentum z. Z. durch Titel wie *Uta Ranke-Heinemanns* „Eunuchen für das Himmelreich“ und *Peter de Rosas* „Gottes erster Diener“ vertreten ist – im einen Fall eine Philippika gegen die „Lust-, Sexual- und Frauenfeindlichkeit der katholischen Männerkirche“, im anderen Fall eine Sittengeschichte der „dunklen Seite des Papsttums?“ Nicht als ob die darin angesprochenen Themen keiner kritischen Darstellung bedürften, aber man kann sich kaum des Eindrucks erwehren, als stelle eine vermeintlich „kritische“ Lektüre der Kirchen- und Christentumsgeschichte für einen nicht geringen Teil der Öffentlichkeit lediglich ein wohlfeiles Mittel dar, sich an Kirche und Christentum schadloos zu halten.

Auch sonst dominieren in den Bücherregalen, die nicht in

erster Linie von kirchlich und theologisch Interessierten frequentiert werden, eher jene Autoren, denen es im wesentlichen und immer wieder darum geht, Kirche und Christentum ihr Sündenregister vorzuhalten bzw. sie als Fundgrube zu nehmen für kurzweilige Geschichten über Intrigen, Machenschaften und Komplotte in einer der letzten demokratischer Kontrolle entzogenen, sich monarchisch gebenden „Geheimorganisationen“: Der unerwartete Tod Papst Johannes Pauls I. entwickelt in dieser Hinsicht eine ganz eigene Dynamik, wie man an *John Cornwells* „Wie ein Dieb in der Nacht“ sieht. *David Yallop*s Report über Verstrickungen des Vatikans in dubiose Praktiken der internationalen Geschäftswelt „Im Namen Gottes?“ verfügt in der Spannung von Sakralität bis Kriminalität über alles, was einer Story die Aufmerksamkeit eines größeren Publikums garantiert.

Das gilt nicht zuletzt für die seit vergangenem Jahr in zwei Bänden vorliegende „Kriminalgeschichte des Christentums“ von *Karlheinz Deschner*, die sich offenbar recht gut verkauft: Band 1 von 1986 liegt bereits in der sechsten Auflage vor, Band 2 von 1988 immerhin schon in der zweiten. Wenn das Informationsbedürfnis über weniger spektakuläre religiöse und kirchliche Themen im übrigen nur halb so groß wäre wie das über das geheimnisumwobene „Opus Dei“, den Teufel und die Probleme von Priestern (bzw. ihrer Freundinnen) mit dem Zölibatsversprechen, um die Zukunft von Glaube und Kirche hierzulande bräuchte einem nicht bange zu sein.

Zu den Unermüdeten auf diesem Gebiet zählen im übrigen die Veranstalter „antiklerikaler Wochen“, auf denen von Zeit zu Zeit von erklärten Kirchengegnern und -kritikern das altbekannte Lied über die zahllosen „Todsünden“ der Kirche gesungen wird: von den Kreuzzügen über Hexenverfolgung und Inquisition bis hin zu Antisemitismus, dem Abtreibungsparagrafen 218 und der Sexual- und Frauenfeindlichkeit. Ein besonderer Dorn im Auge

ist diesen Kreisen der Paragraph 166 StGB, nach dem bestraft wird, „wer öffentlich oder durch Verbreiten von Schriften den Inhalt des religiösen und weltanschaulichen Bekenntnisses anderer in einer Weise beschimpft, die geeignet ist, den öffentlichen Frieden zu stören“; als „Naturschutzparagraph“ wird dieses Rechtsinstitut apostrophiert, als Relikt mittelalterlichen Denkens. Selbst wenn es sich bei diesen Kämpfern eines späten Antiklerikalismus eher um Sonderlinge denn um eine für einen gesellschaftlichen Trend repräsentative Gruppe handelt, so artikulieren sie doch manches, was das Bild von Kirche und Christentum vieler nachhaltig prägt.

Mehr als nur der unvermeidliche Bodensatz an Kirchenkritik

Worum es sich bei diesem Phänomen im Kern handelt, was daran neu und was daran altbekannt ist, welche gesellschaftliche Bedeutung ihm tatsächlich zukommt, ist gar nicht so leicht auszumachen: Unter neuen Umständen kann Altbekanntes zuweilen unverhofft und unvermutet neuartig und unverbraucht ausschauen. Wie soll man die Bedeutung für die „öffentliche Meinung“ ermessen, wenn diese in ausgesprochen unterschiedliche, der Bewertung und Gewichtung solcher Phänomene nach gegensätzliche Öffentlichkeiten zerfällt: Was Fachleute und Insider kaum ernst nehmen, erntet in populären Milieus zuweilen höchste Aufmerksamkeit. Die Heftigkeit, mit der da auf Kirche und Christentum eingedroschen wird, steht in seltsamem Kontrast zum Desinteresse, das sonst Glaube und Religion entgegengebracht wird. Die gerade in diesem Zusammenhang der Kirche zugesprochene gesellschaftliche Macht bzw. ihr Einfluß auf das Individuum kontrastiert unübersehbar mit der Mühe, mit der Prediger und Amtsträger den Glauben verkünden bzw. Gehorsam gegenüber kirchlichen Lehren einfordern.

Liegt es vielleicht daran, daß in einer Kultur, in der die *Unverbindlichkeit zur Norm erhoben ist*, derjenige leicht zum Feind schlechthin wird, der dennoch Verbindlichkeiten für unverzichtbar hält? Die Vorstellung von einer kirchlichen Kontinuität bis in unser entideologisiertes Zeitalter hinein scheint für nicht wenige unerträglich zu sein. Oder nimmt man sich Kirche und Christentum gerade deshalb zur Zielscheibe, weil der Gegner kaum willens und noch weniger in der Lage ist, dementsprechend „heimzuzahlen“: eine Gegnerschaft also, die nichts kostet, jedoch ein solides Feindbild bietet oder obendrein manchen biographischen Frust kanalisieren hilft. Wenn auch nicht nur, so dürfte es sich zumindest teilweise auch um ein *Medienproblem* handeln: Auf dem populären Medienmarkt landen bestimmte Autoren besser, und bestimmte Themen lassen sich nun einmal besser verkaufen, während es einer „main-stream“-Theologie viel zuwenig gelingt, in diesen breiteren Sektor des Buchmarktes vorzustoßen.

Soviel ist jedenfalls schon klar: Wir haben es hier mit mehr zu tun als mit einem mal schwächer, mal stärker aus-

gebildeten Bodensatz von Kirche und Christentum gegenüber polemischen Äußerungen, die in einer pluralistischen Medienkultur nun einmal unvermeidlich sind, aber von daher nicht sonderlich beunruhigen müssen. Die man aber auch schon deshalb nicht für besonders gewichtig nehmen sollte, um ihnen nicht durch eine zwar gut gemeinte, aber wirkungslose kirchlich-apologetische Aufmerksamkeit zu einer Publizität zu verhelfen, die sie aus eigener Kraft nie erzielt hätten.

Im übrigen ist es natürlich kein Zufall, wenn man den hier und da anzutreffenden gereizten Ton im öffentlichen Disput um Kirche und christlichen Glauben gerade zu einem Zeitpunkt registriert, an dem innerkirchliche Konflikte eine seit langem nicht mehr gekannte Intensität erreichen. Nicht als wenn damit dem Opfer selbst die Schuld an diesen Erscheinungen gegeben werden soll, aber in letzter Zeit scheinen sich gerade auch diejenigen in ihren traditionellen Vorbehalten gegenüber Kirche bzw. Christentum bestätigt zu fühlen, die damit immer schon eine einzige „Kriminalgeschichte“ assoziieren.

Das Bedürfnis, die kirchliche Vergangenheit möglichst düster darzustellen

Irgendwie erscheint diese „So-sind-sie-nun-einmal-die Katholiken“-Gegnerschaft als ein kirchenfernes Pendant zur innerkirchlich geforderten „Trotzdem-Liebe“ (Bischof *Reinhold Stecher*) derjenigen, die sich ihre Beziehung zur Gemeinschaft der Getauften nicht von momentanen innerkirchlichen Zerwürfnissen bestimmen lassen wollen. Andererseits wirken sich die Aktivitäten dieser kirchenfernen Trittbrettfahrer kirchenintern sehr wohl aus: Geben sie doch manchem die überaus willkommene Gelegenheit, alle Kritiker, wo immer sie nun wirklich stehen, gleichermaßen ins Aus zu stellen.

Damit wird im übrigen auch deutlich, daß trotz ihres polemischen, einseitigen und nicht selten selbstgerechten Charakters an dieser Art von Kirchenkritik *nicht alles falsch* ist. Immerhin bezieht sie sich vielfach auf dieselben Fragenkomplexe, die auch innerkirchlich kontrovers diskutiert werden.

Insofern nimmt sich ein Gutteil der neu auflebenden Gehässigkeit als eine späte Spielart jenes vor und nach 1968 anzutreffenden Booms an auch überzogener Kirchen- und Religionskritik aus, deren Wirkungen man aus der Rückschau nicht als ausschließlich negativ beurteilen kann – die im übrigen für Theologie und Kirche nicht folgenlos blieben bzw. die nicht ohne Zusammenhang waren mit verschiedenen innerkirchlichen und innertheologischen Reformvorgängen. Aus heutiger Sicht erweist sich die damalige Zeit wie eine kollektive Abnabelung von verschiedenen vertrauten, aber obsolet gewordenen Vor- und Einstellungen in Frömmigkeit, Glaube und Theologie. Verschiedenste Formen der „Gottesvergiftung“ (*Tilman Moser*) waren aufzudecken, wie immer dann auch die Konsequenzen aussahen, die der einzelne daraus für sein Verhältnis zu Glauben und Kirche zog.

Wenn eine populäre Kirchenkritik gegenwärtig an diesen in sich überaus ambivalenten Aufbruch wieder anknüpfen will, indem sie die Litanei der Versäumnisse, Sünden und Fehler der Kirche fortwährend herunterbetet, dürfte sie aber zu wenig registrieren, daß sich die Diskussion innerkirchlich und innertheologisch heute weit differenzierter darstellt, als es in ihr aufscheint. Leben, Handeln und Denken in Kirche und Christentum werden weniger in ihrer Vielfalt wahrgenommen, sondern eher herangezogen zum Aufweis einer über alle geschichtliche Veränderung hinweg gewissermaßen „hoffnungslos“ erhalten gebliebenen *Kontinuität des Verhängnisvollen*. Unterscheidungen zwischen real existierendem Christentum und einer sich im Faktischen nicht erschöpfenden christlichen Nachfolge werden allenfalls mitleidig auf ihre „systemerhaltende“ Wirkung „durchschaut“. Es scheint das Bedürfnis durch, die kirchliche Vergangenheit möglichst düster und unaufgeklärt darzustellen, um so die Freiheit des von seinen kirchlich-institutionellen Fesseln befreiten Individuums um so glänzender aufscheinen zu lassen.

Die subjektfördernde Kraft der Institutionen (wieder-)entdecken

Zu den strittigsten Punkten im Zusammenhang mit Kirchenkritik dieser Art gehört die Frage, wie die Kirche hierauf angemessen reagieren sollte. Eine der Hauptschwierigkeiten besteht darin, einen Weg zu finden, irgendwo zwischen naiver Verharmlosung, die damit möglicherweise gegebene langfristige Gefahren in einer pluralen Gesellschaft übersieht, und einer unangemessenen Dramatisierung, die mehr mit den eigenen inneren Bedürfnissen nach klarer Abgrenzung zu tun haben könnte als mit der Wirklichkeit. Gerade letzteres dürfte eine besonders naheliegende Gefahr darstellen. Wer überall nur lauter gegen ihn gerichtete Gehässigkeiten auszumachen meint, ist gut beraten, nach den Ursachen nicht nur bei den anderen, sondern auch bei sich selbst zu suchen. Wer umgekehrt ein gesundes Selbstbewußtsein besitzt und sich seiner Sache obendrein einigermaßen sicher ist, kann sich sehr viel souveräner über manche Bosheiten, Kritizismen und Angriffe hinwegsetzen, ohne dahinter gleich die frontale Angriffshaltung einer ihm übel gesonnenen Kultur zu entdecken. Insofern muß eine Kirche, die Gehässigkeiten gegen sich registriert, sich fragen, ob der Befund sich nicht wenigstens teilweise durch eine verschärfte Empfindsamkeit in den eigenen Reihen erklärt, die eine an sich weder neue noch in beängstigendem Ausmaß wachsende Ablehnung von Kirche und Christentum aufgrund eigener Unsicherheiten lediglich deutlicher wahrnimmt.

Aber auch eine sich selbst verleugnende Demuthaltung ist in dem Maße unangebracht, wie die Kirche sich deziert im Miteinander von eigenen Licht- und Schattenseiten, im Wechselspiel zwischen struktureller Kontinuität und fortdauernder Veränderung sowie in der Dialektik von personaler Gemeinschaft und verfaßter Institution

selbst versteht und nach außen hin darstellt. Ein fortgesetztes Verharren in grundsätzlicher und pauschaler Institutionenkritik, die auch in den gegenwärtigen Gehässigkeiten kaum überwunden wird, wird heutigen Erfordernissen weniger denn je gerecht. *Institutionen*, und das gilt auch für kirchliche, müssen, ohne daß man damit gleich dem Verdacht ausgesetzt ist, bloße Restauration betreiben zu wollen, in ihren „subjektschützenden“ Möglichkeiten (wieder-)entdeckt werden. Dasselbe gilt für den Umgang mit kirchlich-religiöser *Tradition*: Wo Orientierung an Tradition per se mit Subjektentfremdung gleichgesetzt wird, mag man vielleicht noch gewisse populäre kirchendistanzierte Bedürfnisse befriedigen, einen Gefallen tut man damit niemandem. Das mag in einer Zeit, in der Teile des kirchlichen Amtes den Klischeevorstellungen ihrer entschiedensten Gegner auf beängstigende Weise zu entsprechen scheinen, besonders schwer fallen – eine Alternative gibt es dazu dennoch nicht.

Andererseits wird man in der Kirche nicht umhinkommen, sich etwa im Zusammenhang mit der Beanspruchung des strafrechtlichen Schutzes der Paragraphen 166, 167 StGB die veränderte Lage von Glaube und Christentum erneut bewußtzumachen: Gesetzliche Bestimmungen dieser Art waren so lange plausibel, wie der besondere Charakter von Glaube und Religion, wenn auch für sich persönlich möglicherweise abgelehnt, so doch trotz der Ablehnung als solcher noch allgemein verstanden wurde. Die Tabubrecher vor und nach 1968 wußten noch, daß sie Tabus brachen. Wer dagegen heute auf besondere Rücksichtnahmen im Umgang mit religiösen, kirchlichen und Glaubensthemen drängt, stößt auf größeres Unverständnis und wird schnell verdächtigt, ihm sei dabei vor allem an einer fortgesetzten Privilegierung der Kirchen gelegen.

Zeugnis geben von der kritischen Freiheit des Christen

Konflikte sind mithin auch für die Zukunft vorgezeichnet. Für die Kirche wird viel davon abhängen, daß sie diese unvermeidlichen Auseinandersetzungen um die auch und gerade in der nachchristlichen Beliebigkeitskultur notwendige Achtung vor religiösen Traditionen und Symbolen nicht denen überläßt, für die eine unüberbrückbare Gegnerschaft zwischen Glauben und moderner Welt ohnehin zum Glaubensbekenntnis gehört. Wo nicht ein Mindestmaß an Verständnis für die sich wandelnden Verhältnisse aufgebracht wird, verstärken sich die gegenseitigen Spannungen eher, als daß sie abgemildert werden. Der gesetzliche, noch aus vor-nachchristlicher Zeit stammende Schutz des religiösen Bekenntnisses wird dabei nicht die zentrale Rolle spielen können: damit fördert man nur Tendenzen, die man bekämpfen will. Der Hauptweg kann nur im Zeugnisgeben von einer kritischen Freiheit liegen, die durch den Glauben und die ihn tragenden Institutionen nicht gefährdet, sondern gefördert wird.

Klaus Nientiedt